

Ulrich Kittstein
Gottfried Keller

Reclam

Kittstein · Gottfried Keller

Ulrich Kittstein
Gottfried Keller

Reclam

Mit 17 Abbildungen

Alle Rechte vorbehalten

© 2008 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Made in Germany 2015

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-950503-9

ISBN der Buchausgabe 978-3-15-017672-6

www.reclam.de

Inhalt

I. Biographie

7

II. Werk

23

Gedichte	23
<i>Der grüne Heinrich</i>	45
<i>Die Leute von Seldwyla</i>	95
<i>Sieben Legenden</i>	137
<i>Züricher Novellen</i>	145
<i>Das Sinngedicht</i>	164
<i>Martin Salander</i>	182
Dramatische Projekte.	198
Bibliographie	205
Personenregister.	217
Werkregister.	219
<i>Zum Autor</i>	223

I. Biographie

Das äußere Leben Gottfried Kellers (1819–1890) verlief wenig spektakulär und war arm an großen Ereignissen und dramatischen Wendepunkten. Von seinen gut siebzig Lebensjahren verbrachte der Dichter rund sechzig in seiner Geburtsstadt Zürich, die er nach 1855 überhaupt nur noch für wenige kurze Reisen verließ. Andererseits fiel Kellers Lebensspanne in eine Epoche außerordentlich raschen Wandels auf den unterschiedlichsten Gebieten: Er war Zeitgenosse der Revolution von 1848 und der deutschen Einigungskriege und erlebte die Umgestaltung seines Heimatlandes in einen liberalen Bundesstaat ebenso mit wie die rasante soziale, wirtschaftliche und technische Modernisierung der Schweiz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit all ihren Auswirkungen – erwähnt sei nur der Aufstieg der Eisenbahn zum typischen Verkehrsmittel der ›neuen Zeit‹. Diesen historischen Kontext gilt es im Auge zu behalten, auch wenn er in den Werken des Autors nur selten einen unmittelbaren Niederschlag gefunden hat.

Wichtig ist Kellers lebensgeschichtlicher Hintergrund aber besonders deshalb, weil viele seiner poetischen Arbeiten autobiographische Elemente aufweisen; die Jugendgeschichte des Helden im *Grünen Heinrich*, die mehr als die Hälfte des Romans in Anspruch nimmt, stellt nur ein besonders prominentes Beispiel dafür dar. Gleichwohl wäre es naiv, wollte man die literarischen Texte als bloße Spiegelungen des Lebens ihres Schöpfers verstehen. Keller hat das fiktionale Erzählen vielmehr genutzt, um Möglichkeiten und Gefährdungen der eigenen Existenz durchzuspielen, denkbare Alternativen zu erkunden oder auch verborgene Wunschträume zu objektivieren. Und dank ihrer modellhaften Gestaltung im Medium der Dichtung erlangen die vom persönlichen Erle-

ben inspirierten zentralen Problemfelder seines Werkes zugleich eine überindividuelle Bedeutung. So setzt sich Keller immer wieder mit der Frage auseinander, welche Stellung der Einzelne in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, wie er als Kind und Jugendlicher in ihre sozialen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Ordnungen hineinwächst und wie sich die Übernahme vorgegebener Rollenmuster mit den eigenen, möglicherweise unbequemen Wünschen und Bedürfnissen vereinbaren lässt. Mit anderen Worten: In seinen Werken werden häufig Geschichten von gelingenden oder misslingenden Sozialisationsprozessen erzählt. Die folgende Skizze soll zumindest andeutungsweise sichtbar machen, mit welchen biographischen Erfahrungen dieses Generalthema seiner literarischen Schöpfungen verknüpft ist.

Die Eltern des Dichters stammten aus dem Dorf Glattfelden im Kanton Zürich. Der Vater, Hans Rudolf Keller, geboren 1791, absolvierte eine Lehre als Drechsler und begab sich anschließend auf eine jahrelange Wanderschaft, die ihn unter anderem nach Wien führte. In die Heimat zurückgekehrt, heiratete er 1817 die fast vier Jahre ältere Arzttochter Elisabeth Scheuchzer und zog mit ihr in die Kantonshauptstadt, wo am 19. Juli 1819 Gottfried Keller zur Welt kam. Seine Schwester Regula wurde 1822 geboren, mehrere weitere Geschwister starben früh. Der Vater arbeitete tatkräftig an seiner beruflichen Karriere, verfolgte aber auch vielseitige kulturelle und politische Interessen und befasste sich insbesondere mit Fragen des Schul- und Erziehungswesens. Er starb jedoch schon 1824 mit nur dreiunddreißig Jahren und ließ Frau und Kinder in bedrängter Lage zurück: Ihr Vermögen bestand fast ausschließlich aus einem Haus in Zürich, das größtenteils untervermietet werden musste; Sparsamkeit wurde zum obersten Gebot der Familie. Die Drechslerwerkstatt weiterzuführen, war der Mutter auf die Dauer nicht möglich.



Der 35-jährige Gottfried Keller
Pastell von Ludmilla Assing, 1854
(Staatsbibliothek zu Berlin)

Sie verheiratete sich zwar noch einmal, und zwar mit dem Gesellen Hans Heinrich Wild, aber die neue Ehe war nicht glücklich und wurde 1834 wieder geschieden. Dem frühen Tod des Vaters schrieb Keller später erhebliche Bedeutung für seinen Werdegang zu, weil er ihn jener Leitfigur beraubt habe, die dazu prädestiniert gewesen wäre, dem Heranwachsenden den Zugang zu den verschiedenen Ordnungs- und Normensystemen der bürgerlichen Welt zu eröffnen. Im *Grünen Heinrich* spielt der Dichter dieses Problem am Beispiel des fiktiven Heinrich Lee durch.

Gottfried Keller trat zunächst, den Absichten des Vaters entsprechend, in die Armenschule ein. Seine weitere Schullaufbahn verrät eine vornehmlich praktische Orientierung: Ab 1831 besuchte er das sogenannte »Landknabeninstitut«, 1833 wechselte er auf die neugegründete Industrieschule des Kantons Zürich; an ein Studium war also offenkundig nicht gedacht. Doch schon im folgenden Jahr erfuhr sein Bildungsweg eine unvermutete und tiefgreifende Störung, als Keller wegen Beteiligung an einem Streich gegen einen missliebigen Lehrer von der Schule verwiesen wurde. Das war der zweite schwere Schlag im Leben des Jungen, der sich fortan auf die unsystematischen Studien eines Autodidakten beschränkt sah. Er fasste nun den Entschluss, Landschaftsmaler zu werden, und ging von 1834 bis 1836 in Zürich bei Peter Steiger in die Lehre, von dem er allerdings nicht viel lernen konnte. Eine bessere Förderung erfuhr er 1837/38 durch Rudolf Meyer, aber dieser Lehrer erwies sich mit der Zeit als hochgradig geistig verwirrt – er endete zwanzig Jahre später im Irrenhaus –, und der Unterricht musste abgebrochen werden.

Von Anfang an wurde Keller von Zweifeln an der eigenen Begabung als Maler und wachsender Unzufriedenheit mit dem recht unbedacht gewählten Beruf geplagt. Trotzdem entschied er sich, zum Zwecke der weiteren Ausbildung für längere Zeit nach München zu gehen, das sich

damals unter König Ludwig I. zu einem Zentrum der bildenden Künste entwickelte. Dieser erste Aufenthalt in Deutschland, der von Mai 1840 bis Ende 1842 dauerte und von der Familie durch beträchtliche Opfer möglich gemacht wurde, erwies sich im Ganzen als Fehlschlag. Keller führte zwar zeitweilig ein reges geselliges Leben mit einigen Schweizer Landsleuten, fand aber weder einen Lehrer noch Gelegenheit zu einem geregelten Kunststudium. Zudem fehlte es ihm an Geld, um auf größeren Exkursionen nach der Natur malen zu können. Erfolge, die sich bezahlt gemacht hätten, blieben gänzlich aus, stattdessen häuften sich die Schulden, und gegen Ende der zweieinhalb Münchener Jahre musste Keller mitunter Hunger leiden.

Die Skepsis gegenüber dem Malerberuf verstärkte sich unter diesen Umständen natürlich noch. Da eröffnete sich dem in die Heimat Zurückgekehrten, der bis dahin nur nebenher auch kleine literarische Skizzen, Satiren und einige Gedichte geschrieben hatte, im Jahre 1843 ein neues Betätigungsfeld: Angeregt durch die Lyrikbände von Georg Herwegh und Anastasius Grün, typische Produkte der aufgewühlten Vormärz-Epoche, warf sich Keller auf die politische Dichtung und schrieb, den Vorbildern folgend und seiner eigenen Einstellung entsprechend, kämpferische Gedichte im Sinne des Liberalismus. Dieser unerwartete Schub lyrischer Produktivität, der einige Jahre anhielt, vermittelte dem Dichter zahlreiche Bekanntschaften, unter anderem mit deutschen Emigranten wie Ferdinand Freiligrath, die in Zürich Zuflucht gefunden hatten. In der Zeitschrift *Die freie Schweiz* erschien 1844 erstmals ein Gedicht von Keller – es war das polemische *Sie kommen, die Jesuiten* –, weitere wurden in den Jahrgängen 1845 und 1846 des *Deutschen Taschenbuches* abgedruckt. Und die Politik blieb nicht der einzige Gegenstand des Lyrikers Keller, der sich bald auch die Themen Natur und Liebe erschloss und schon 1846 einen Band *Gedichte* vorlegen

konnte, in dem, in thematischen Rubriken geordnet, sehr unterschiedliche Texte vereinigt waren.

Die politische Lage in der Schweiz im Allgemeinen und in Zürich im Besonderen war in den dreißiger und vierziger Jahren von den Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Liberalen bestimmt. 1831 hatte sich Zürich, wie zahlreiche andere Kantone, unter dem Eindruck der französischen Juli-Revolution eine liberale Verfassung gegeben, die auf dem Prinzip der Volkssouveränität beruhte, eine repräsentative Regierung vorsah und die jahrhundertelange Herrschaft der Stadt Zürich über das Umland aufhob. Gleichwohl dauerten die Konflikte hier wie andernorts fort. Keller engagierte sich in den Parteikämpfen nicht nur literarisch; er nahm in den Jahren 1844 und 1845 auch an zwei Freischarenzügen gegen Luzern teil, die allerdings kläglich scheiterten (diese Erfahrungen fanden später in der Novelle *Frau Regel Amrain und ihr Jüngster* einen Widerhall). Die Situation spitzte sich bedrohlich zu, als sich die konservativen Kantone der Schweiz zur Wahrung ihrer Interessen in einem »Sonderbund« zusammenschlossen. 1847 kam es zum offenen Bürgerkrieg, der jedoch rasch mit einem Sieg der liberalen Kräfte und der Niederwerfung des Sonderbunds endete, sodass im Folgejahr, gleichsam im Windschatten der großen europäischen Revolutionen, ein straffer organisierter, liberal geprägter Schweizer Bundesstaat begründet werden konnte. Keller begrüßte diese Vorgänge enthusiastisch. In den fünfziger Jahren erreichte seine Übereinstimmung mit den politischen und sozialen Verhältnissen in der Heimat ihren Höhepunkt; die damals entstandene Erzählung *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* bezeichnete er noch in einer 1889 verfassten autobiographischen Darstellung als »Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen [...], als Freude über den Besitz der neuen Bundesverfassung« (DKV 7,363).

Der erfreuliche Gang der politischen Entwicklung än-

derte freilich nichts daran, dass Keller auch mit fast dreißig Jahren noch ohne feste berufliche Tätigkeit und sichere Zukunftsaussichten dastand, und bisweilen scheint ihn die Angst geplagt zu haben, er könne als gänzlich »verkommenes Subjekt« enden. 1848 aber erhielt er von der Kantonsregierung das Angebot, auf Staatskosten für einige Zeit auf Reisen zu gehen, um sich weiterzubilden. Dieses Stipendium, das mehrfach erneuert wurde, nutzte er zu einem zweiten Deutschland-Aufenthalt, der sich schließlich auf rund sieben Jahre ausdehnte und für seine persönliche Entwicklung wie für sein literarisches Schaffen entscheidende Bedeutung erlangte.

Erstes Ziel war Heidelberg, wo Keller bis Anfang 1850 blieb und Vorlesungen an der Universität hörte, unter anderem bei dem Anthropologen Jakob Henle. Ein engerer Kontakt ergab sich zu dem Literaturhistoriker Hermann Hettner, mit dem der Dichter später auch einen regen Briefwechsel unterhielt. Das wichtigste Erlebnis in Heidelberg war indes zweifellos die Bekanntschaft mit Ludwig Feuerbach. Die Weltanschauung Kellers, der zwar den christlichen Kirchen immer ferngestanden, bisher aber zumindest an einem unbestimmten Gottes- und Unsterblichkeitsglauben festgehalten hatte, wurde von den Thesen dieses Philosophen tiefgreifend geprägt. Feuerbach leugnete die Unsterblichkeit der Einzelseele und proklamierte eine strikte Diesseitsorientierung, die eine Anerkennung der sinnlichen Kräfte des Menschen einschloss und durch den Gedanken an Tod und Vergänglichkeit noch intensiviert werden sollte. Alle Vorstellungen von göttlichen Wesen interpretierte er als Projektionen *menschlicher* Anlagen, Wünsche und Möglichkeiten und folgerte daraus, dass sich der Mensch zu seiner eigenen Vervollkommnung und im Interesse einer ganzheitlichen humanen Existenz all jene Eigenschaften, die er so lange seinem Gott oder seinen Göttern zugeschrieben habe, wieder selbst zu eigen machen müsse. Solche Auffassungen eröffneten in Kellers



Gottfried Keller als Freischärler
Aquarellierte Bleistiftzeichnung von Johannes Ruff, 1845

(Zentralbibliothek Zürich)

Augen auch für die Dichtung vielversprechende Perspektiven. Am 28. Januar 1849 schrieb er seinem Züricher Freund Wilhelm Baumgartner, den er über seine ›Bekehrung‹ unterrichtete: »Für mich ist die Hauptfrage die: Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: Nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher« (GB 1,275).

Im April 1850 zog Keller nach Berlin. Seine Hoffnung, dort eine Karriere als Dramatiker begründen zu können, erfüllte sich nicht, denn seine zahlreichen Projekte auf diesem Gebiet gelangten nie über die Anfänge hinaus. Dennoch bildeten die fünf Berliner Jahre eine der produktivsten Phasen im Leben des Dichters. 1851 veröffentlichte er seine *Neueren Gedichte*, die 1854 eine zweite, veränderte und erweiterte Auflage erlebten. Vor allem aber fand er nun zur Erzählprosa, die sein Schaffen fortan fast ausschließlich beherrschen sollte. In Berlin schrieb Keller – unter großen Mühen, weil das Werk immer mehr in die Breite wuchs, und unter ständigem Drängen des Verlegers – den *Grünen Heinrich*, der 1855 vollständig vorlag. Außerdem verfasste er in verhältnismäßig kurzer Zeit jene fünf Novellen, die den 1856 publizierten ersten Band der *Leute von Seldwyla* füllten. Darüber hinaus wurden, wie Notizzettel mit Ideen und Entwürfen belegen, viele später entstandene Erzählungen schon in der Berliner Zeit projektiert. Es ist charakteristisch für Keller, dass zwischen dem ersten Einfall bzw. der gedanklichen Konzeption einer poetischen Arbeit und ihrer Ausführung oft eine lange Zeitspanne lag. Das hinderte ihn übrigens nicht daran, sich schon in der Phase der anfänglichen Überlegungen so über das jeweilige Werk zu äußern, als stehe es kurz vor der Vollendung – einschlägige Aussagen, die sich auch in seinen Briefen häufig finden, sind daher stets mit Vorsicht zu betrachten.

Nach anfänglicher Zurückhaltung schloss Keller in der preußischen Hauptstadt mancherlei Bekanntschaften; so

verkehrte er in dem Kreis um Varnhagen von Ense und im Hause des Verlegers Franz Duncker und seiner Frau Lina. Gegen Ende seines Aufenthalts machte sich jedoch wieder ein bedrückender materieller Mangel bemerkbar (das staatliche Stipendium war inzwischen ausgelaufen). Trotzdem war Kellers Selbstbewusstsein als Schriftsteller in dieser Zeit erheblich gewachsen, was ihn dazu bewog, eine ihm angetragene Dozentur für Literatur- und Kunstgeschichte am neugegründeten Züricher Polytechnikum auszuschlagen.

1855 kehrte der Dichter zu Mutter und Schwester nach Zürich zurück. Die nächsten Jahre verliefen enttäuschend und waren in literarischer Hinsicht wenig ergiebig. Keller lernte zwar eine Reihe illustrier Persönlichkeiten kennen, die überwiegend mit dem Polytechnikum in Verbindung standen: Er traf Gottfried Semper, Jakob Burckhardt und Richard Wagner und freundete sich mit dem Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer an, der später einiges zur Verbreitung von Kellers Ansehen beitrug. Doch um eine geregelte Berufstätigkeit bemühte er sich allenfalls halbherzig und ohne Erfolg, und abgesehen von dem *Fähnlein der sieben Aufrechten*, das eine Auftragsarbeit für Berthold Auerbachs *Volkskalender* war, entstanden nur einige Festgedichte zu öffentlichen Anlässen sowie eine erste Fassung der *Sieben Legenden*, die unpubliziert blieb. Gelegentlich nahm Keller auch in Zeitungsartikeln zu tagespolitischen Fragen Stellung. Beherrschende Gestalt in Zürich war damals der schwerreiche Alfred Escher, der zwar nicht mehr der Kantonsregierung angehörte, aber als Führer der Liberalen über seine Anhänger und Vertrauten die Politik weitgehend bestimmte. Keller betrachtete die Dominanz dieses engen Zirkels liberaler ›Plutokraten‹ kritisch-distanziert. Umso überraschender kam 1861 seine Wahl zum Ersten Staatsschreiber des Kantons – auch für ihn selbst, denn schon zur Bewerbung um dieses Amt hatte man ihn eigens auffordern müssen.

Das unerwartete Ereignis gab seinem Leben für die nächsten anderthalb Jahrzehnte eine völlig neue Richtung. Materielle Not und existentielle Unsicherheit gehörten nun der Vergangenheit an, doch andererseits nahmen ihn die Amtspflichten in solchem Maße in Anspruch, dass die literarische Betätigung zumindest in den ersten Jahren schon aus Zeitmangel in den Hintergrund trat: Der Staatschreiber leitete die Staatskanzlei, hatte eine umfangreiche Korrespondenz und zahlreiche Protokolle zu führen, Gesetze und Verordnungen zu redigieren etc. Aber der starke Disziplinierungsdruck, der von dieser Stellung ausging, wirkte auf Keller durchaus vorteilhaft. Noch am Vorabend seines Dienstantritts hatte er im Wirtshaus randaliert und einen Eklat ausgelöst, und am folgenden Morgen musste er von einem Mitglied des Regierungsrates aus dem Bett geholt werden. Seinen Posten versah er dann jedoch weit besser und gewissenhafter, als dieser unrühmliche Auftakt erwarten ließ.

Als Kellers Mutter 1864 starb, übernahm es die unverheiratete Regula, ihrem Bruder den Haushalt zu führen. Keller blieb Junggeselle. Neigungen zu verschiedenen Frauen – so zu Luise Rieter, zu Johanna Kapp in Heidelberg und zu Betty Tendering in Berlin – wurden nicht erwidert. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass es dem Dichter lange Zeit ebenso an gesellschaftlicher Gewandtheit wie an einem sicheren ökonomischen Fundament mangelte. Auch seine äußere Erscheinung konnte keinen überwältigenden Eindruck machen, denn er war klein von Statur und recht kurzbeinig. 1866 verlobte er sich mit Luise Scheidegger, einer dreiundzwanzigjährigen Waise, die aber offenbar unter Depressionen litt und noch im selben Jahr Selbstmord beging.

Die politische Lage wurde im Laufe der sechziger Jahre unruhiger, weil das ›System Escher‹ mehr und mehr ins Wanken geriet. In dieser Zeit bildete sich eine demokratische Bewegung heraus, die neben sozialen Zielen auch

eine grundsätzliche Revision der Züricher Verfassung anstrebte, um durch Elemente der direkten Demokratie die Volksrechte zu stärken. Vergleichbare Tendenzen machten sich in der ganzen Schweiz bemerkbar. Keller lehnte solche Forderungen nicht pauschal ab, betrachtete ihre forcierte Durchsetzung aber jedenfalls mit Misstrauen. Auch verurteilte er die Verschärfung der Parteikämpfe und den besorgniserregenden Verfall des politischen Stils, der etwa in den Pamphleten zutage trat, mit denen der Anwalt Friedrich Locher 1866/67 Alfred Escher und andere liberale Führungspersönlichkeiten attackierte (in der Novelle *Das verlorene Lachen* finden sich deutliche Spuren dieser Vorgänge). Aufzuhalten war der politische Wandel nicht: 1869 trat in Zürich eine neue, im demokratischen Sinne gestaltete Verfassung in Kraft – 1874 geschah dasselbe auf Bundesebene –, und auch die Regierungsverantwortung im Kanton ging an die Demokraten über, die den Staatsschreiber allerdings in seinem Amt beließen. Im gleichen Jahr erhielt Keller die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, eine Auszeichnung, die in erster Linie seiner patriotischen Lyrik galt.

Nach der Wende zu den siebziger Jahren setzte trotz der Last der Amtsgeschäfte ein erneuter Schub poetischer Produktivität ein, der dem der Berliner Zeit vergleichbar war und etwa zehn Jahre lang anhielt. Neue Publikationen konnte Keller nicht zuletzt deshalb in rascher Folge vorlegen, weil er jetzt endlich verschiedene bereits seit geraumer Zeit erwogene oder begonnene Projekte zu Ende brachte. Zunächst nahm er die *Sieben Legenden* wieder vor, die 1872 in gründlich überarbeiteter Form veröffentlicht wurden und bei der Kritik wie beim Lesepublikum eine sehr positive Aufnahme fanden. Wenig später vollendete Keller die fünf Erzählungen des zweiten Teils der *Leute von Seldwyla*, so dass der Novellenzyklus 1873/74 vollständig erscheinen konnte.

Diese Erfolge ermutigten ihn, einen schon länger in Be-

tracht gezogenen Schritt auszuführen und das zeitraubende Staatsschreiberamt niederzulegen, um sich ganz der Literatur widmen zu können. Von 1876 an lebte der Dichter also wieder als freier Schriftsteller, und in der Tat war der Ertrag seiner poetischen Arbeiten nunmehr ausreichend, um seine Existenz zu sichern, zumal er, wie es damals üblich war, seine erzählenden Werke meist doppelt verwertete: Der Buchpublikation ging in der Regel der einträgliche Abdruck in einer Zeitschrift voraus. So erschien mit den *Züricher Novellen*, dem *Sinngedicht* und dem Roman *Martin Salander* der größte Teil von Kellers Spätwerk zuerst in Fortsetzungen in der von Julius Rodenberg begründeten, anspruchsvollen *Deutschen Rundschau*. Keller pflegte dann für die Buchausgaben noch Veränderungen und teils beträchtliche Erweiterungen vorzunehmen. Allerdings sah er sich verschiedentlich gezwungen, ein Werk überhastet zu einem für ihn unbefriedigenden Abschluss zu bringen, weil er mit schöner Regelmäßigkeit die mit den Verlegern vereinbarten Fristen für Manuskriptlieferungen überschritt. 1876/77 wurden die *Züricher Novellen*, ein weiterer großer Erzählzyklus, fertiggestellt und veröffentlicht, zwischen 1878 und 1880 bewältigte Keller die bereits seit einiger Zeit ins Auge gefasste grundlegende Umarbeitung des *Grünen Heinrich*, und 1881 erschien *Das Sinngedicht*, wiederum eine in eine Rahmengeschichte eingebettete Folge von Erzählungen, deren Anfänge bis in die Berliner Zeit zurückreichen.

Während sein literarischer Ruhm in den siebziger Jahren stetig wuchs, erweiterte sich auch der Kreis von Kellers Freunden und Bekannten. Den geselligen Umgang pflegte er in Zürich vor allem im Wirtshaus, wo es allerdings wegen seiner Temperamentsausbrüche, die mitunter in Handgreiflichkeiten ausarteten, auch zu heiklen Situationen kommen konnte. Zwischen Keller und dem sehr viel jüngeren Freund Jakob Baechtold, seinem späteren Biographen, trat nach einiger Zeit eine Entfremdung ein.

Eng verbunden blieb Keller hingegen dem Juristen Adolf Exner und seiner Schwester Marie, die er 1873 und 1874 auch in Österreich besuchte – es waren zwei jener ganz wenigen Reisen, die ihn nach seiner Rückkehr aus Berlin noch von Zürich wegführten. Sein persönliches Verhältnis zu dem gleichfalls in Zürich ansässigen Conrad Ferdinand Meyer blieb immer distanziert, obwohl beide Männer einander als Dichter schätzten. Der wichtigste Vertraute seiner letzten Jahre wurde schließlich der Maler Arnold Böcklin.

Keller war ein fleißiger und begabter Briefschreiber und unterhielt eine rege Korrespondenz mit Verehrern, Freunden und Dichterkollegen. Von großer Bedeutung ist beispielsweise der 1877 einsetzende Briefwechsel mit Theodor Storm, den Keller nie persönlich getroffen hat. Die beiden Schriftsteller tauschten Kommentare zu ihren Arbeiten aus und führten manchmal regelrechte ›Werkstattgespräche‹. Vermittelt hatte den Kontakt der Regierungsrat Wilhelm Petersen aus Schleswig, der mit Keller nicht nur korrespondierte, sondern ihn auch mehrfach selbst in Zürich traf. Paul Heyse, dem Münchener Dichterkreis zugehörig und seinerzeit ebenso anerkannt wie produktiv, suchte den älteren Kollegen ebenfalls häufig in dessen Heimat auf. Und zuletzt ist noch der österreichische Literaturhistoriker Emil Kuh zu nennen, der 1871 mit dem Verfasser des *Grünen Heinrich* in Briefwechsel trat und ihm unter anderem Ratschläge für die Neufassung des Romans gab. Zu einer Begegnung der beiden kam es jedoch nicht.

Keller erfreute sich nun eines materiell sorgenfreien Lebens und steigender Beliebtheit als Schriftsteller, auch wenn ihn die Folgen des Ruhms, etwa die sich häufenden Besuche und Anfragen, bisweilen störten. In den achtziger Jahren machten ihm gesundheitliche Probleme verstärkt zu schaffen, und die produktive Energie ließ gegenüber dem vorangegangenen Dezennium spürbar nach. 1883 kamen die *Gesammelten Gedichte* heraus, eine umfangreiche